Ei du scheene...

Autor(en): **Berlinger, Vreni**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): **- (2004)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-842795

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ei du scheene ...

Ein Tambour braucht eine Trommel, Schleegel und Noten, ein Pfeifer ein Piccolo, Noten und Ansatz, ein Guggemusiker ein zerbeultes, originelles Instrument und keine Noten (früher), ein blank poliertes Instrument und Noten (heute), und alle brauchen Übung, Übung, Übung. Ein Schnitzelbänggler aber braucht Rüstzeug, das man nicht kaufen kann: Humor, Esprit, Schlagfertigkeit, Reimkunst und Sprachgefühl. Natürlich auch eine Stimme, die bis in die hinterste Ecke einer Beiz tönt, und Verse mit vielen Zwischentönen. Dazu Helge, die Spannung erzeugen, nichts über die Pointe verraten, aber trotzdem ein zum Thema passendes Bild abgeben. Er braucht ein geschliffenes Mundwerk und eines der wenigen Dinge, das er kaufen kann: Ein gutes Schuhwerk. Ich hatte das Glück Schnitzelbänke in einer Zeit zu singen, in der die Fasnacht kein Ereignis neben vielen anderen, sondern *das* Ereignis in dieser Stadt war, die drei Tage lang explodierte, weil es keine anderen «Events» gab, an denen man Dampf ablassen konnte. Eine Zeit, in der sich keine Trittbrettfahrer goldene Nasen verdienten und Basel während der Fasnacht kein Reiseziel für Profilneurotiker, Trend- und Jetsetters war. Vor allem aber war es ein Glück vor einem informierten Publikum zu singen, das zwar noch nicht im viel gepriesenen Zeitalter der Kommunikation gelebt hat, dafür aber wusste, wie die sieben Regierungsräte hiessen und was in dieser Stadt alles schief gelaufen war. Das Geheimnis eines guten Banggs besteht nämlich darin, nicht die Hälfte des Verses zur Erklärung des betreffenden Ereignisses zu verschwenden. Bei einem informierten Publikum kann ein Vers bildlich gesprochen in Hawaii anfangen und erst in der letzten Zeile abrupt auf dem Marktplatz landen. Heute müssen die Verse mit grosser Kelle angerührt werden, so gross wie die Schlagzeilen der einzigen Zeitung, die noch «gelesen» wird oder so gross wie die Einschaltquoten gewisser Fernsehsendungen.

Von Kurzversen und Schillers Glocke

Es gab und gibt viele Arten von Schnitzelbängg. Es gab früher die langen, manchmal vierstimmig gesungenen Verse mit Zwischenpointen, und mit der Standpauke begann die Zeit der Vierzeiler (oft kopiert, doch nie erreicht). Plötzlich reichte die Schlusspointe nicht mehr – vielleicht weil es keine gab – und einige Bänggler begannen mit langen, sehr langen Anhangkommentaren nach dem Vers oder mit nicht enden wollenden Liedern zu einem Thema mit einer anderen Melodie, bei denen das Publikum am Ende aus lauter Erleichterung applaudierte. Es tauchten auch Verse auf, die nichts anderes als gereimte Witze waren, die vorher die Runde machten. Immer wieder beliebt (bei Bänggler

Vreni Berlinger,

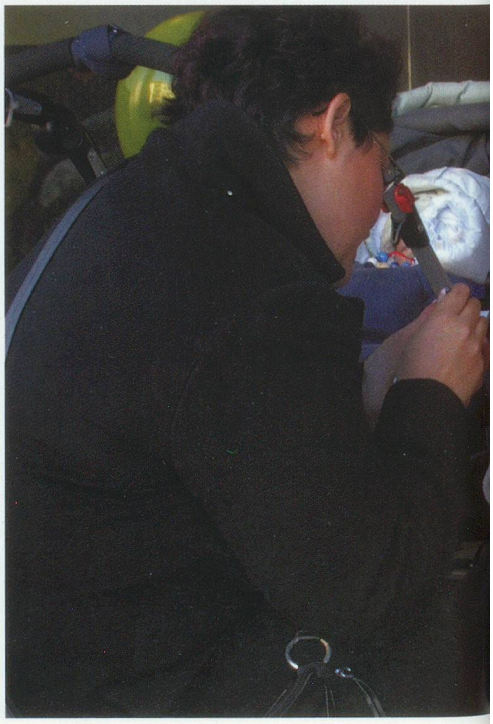
geboren 1943, war von 1970 bis 1983 das «Zytigs-Anni» und hatte im Schweizer Fernsehen DRS mit «Übrigens» eine eigene Satire-Sendung gemacht.
Heute ist sie Redakteurin der grössten Quartierzeitung Basels, dem Stadttambour, und freie Kolumnistin.

und Publkum) sind auch die Zoten unter der Gürtellinie, die so genannten Schweineschnitzel-Bängge. Ganz quer wird es aber, wenn Leute, die sich das ganze Jahr über als Global-Players geben, an der Fasnacht den obligaten Schwobe- und Zürchervers singen. Es gibt Bängg mit Musical-Darbietungen und Bängg mit schönen Kostümen. Der Geschmack unserer Gesellschaft hat sich gewandelt: Adieu Faible für Ironie, Wortspiele, Feinsinn und Mitdenken, Grüezi Deutliches, allzu Deutliches und Konsumieren. Es gab schon immer Verse, die auf der Silberplatte serviert wurden, heute ist es eine Schlachtplatte. In der Fasnachts-Berichterstattung haben wir ein paar Mal über Bängg mit politischen Versen gelesen, dann aber gemerkt, dass es sich beim Versinhalt lediglich um die Garderobe von Bundesrätin Ruth der Älteren oder den Alkoholkonsum eines Regierungsrates gedreht hat. Ein Vers ist erst dann politisch, wenn sich der Bänggler mit der Arbeit und nicht mit dem Äusseren einer Politikerin oder der Trinkfreudigkeit eines Politikers auseinandersetzt. Ich «freue» mich heute schon auf die jährlichen Witze über das «Breitmuulfröschli» Calmy-Rey, die die grossartigsten oder grauenhaftesten politischen Leistungen erbringen könnte, trotzdem aber auf diese Äusserlichkeit reduziert werden wird.

Die Meistersinger vom Schnabel

Ein Bänkelsänger-Wettstreit, das hat uns gerade noch gefehlt! Marcel Ospel, der Revoluzzer (so heisst seine Clique) und CEO UBS beschert den Bängglern einen Schnabel-Preis. Statt mit Räppli soll jetzt mit Fränggli geschmissen werden. Geldpreise winken, und in der kompetenten Fachjury sitzt im Gegensatz zum Bundesrat nicht einmal eine Alibi-Frau. Die Jury setzt sich zusammen aus einem Basler Alt-Regierungsrat, einem Alt-Bundesrat aus Kandersteg, einem Alt-Fussballer und einem Alt-Fernsehkomiker aus Winterthur, also lauter Schnitzelbank-Koryphäen. Geld soll einen Anreiz für Bänggler

schaffen, eine blöde Idee, denn alles Geld der Welt nützt nichts, wenn das Talent und die guten Verse fehlen, siehe oben. Vorbilder sind die wahren Anreize für kommende Bänggler, Geld sollte es nicht sein. Ein Bänggler ist kein Alinghi-Segler und Fasnacht ist kein Wettbewerb. Aber nicht mehr lange, wenn es nach Ospel geht, sieht die Fasnacht bald so aus: Die Trommler werden von einer Waschmaschinen-Firma gesponsert, die Piccolo-Spieler von einer Sekt-Firma und die Bänggler von der UBS. Die Kostüme sind voller Werbekleber, auf der Laterne laufen Werbebotschaften, die Sujets werden von den Sponsoren bestimmt, wer einmal die Abkürzung UBS im Bangg erwähnt, bekommt einen Bonus, und das ganze nennt sich Banden-Werbung. Die Fasnacht wird als Drei-Tage-Paket an den meistbietenden Fernsehsender verkauft, und die Bängge werden je nach Käufer mit Untertiteln gesendet. Fasnacht war einmal ein Ventil für das Volk, das ganze Jahr Brot und drei Tage lang Spiele, dank Ospel kann nun an den Spielen Brot verdient werden. Wer als Bänggler während der Fasnacht einer Jury für Geld vorsingt, kann kein Bänggler sein, denn er kennt den ursprünglichen Grund für Schnitzelbängge gar nicht. Die einzige Jury ist nämlich das Publikum, das auf Bänggler wartet, die den Obrigkeiten den Kopf waschen und ihnen nicht die Hände küssen. Der Schnabel-Preis ist für Basel so nötig wie ein Ballonverkäufer an der Fasnacht. In diesem Fall wäre es besser den Schnabel zu halten, als ihn weit aufzureissen. Fazit: Ein Banquier ist nicht automatisch auch ein Bänggler, so wie jeder Mann, der vollbeladen vom Einkaufen kommt, nicht automatisch auch ein Gugge-Musiker ist.

Pflicht und Kür

Während die Cliquen von Pflicht und Kür sprechen und damit den Cortège und das Gässle meinen, gibt es für Bänggler nur die Kür. Ein Bänggler zieht von Beiz zu Beiz , wo er von einem gut gelaunten Publikum mit hoch gesteckten Erwartungen empfangen wird (weil die Zuhörer viel Geld für ein Znacht bezahlen). Nicht nur viele Wunderbeizen sind im Laufe der Zeit verschwunden, sondern auch viele Prachtsbängg, an die ich mich noch heute gerne erinnere und deren Verse ich heute noch singen kann. Tempi passati – alles hat seine Zeit. Der Bänggler in der heutigen Zeit hat es schwer, einerseits wird er gehätschelt, weil er ein Stück Tradition verkörpert, andererseits verlangt man von ihm ein «Profi» zu sein, weil das Publikum das ganze Jahr über Darbietungen aller Art konsumiert. Der Bänggler stellt sich also vor das Publikum und bringt seinen Jahresrückblick in Versform, in der Hoffnung auf Gelächter und Applaus. Er singt von Dingen, die ihn geärgert und aufgeregt haben. Diese Sujets packt er in Kurzform mit (hoffentlich) einer Schlusspointe. Nach seinem Vortrag hinterlässt er entweder lachende, begeisterte Menschen oder Ratlosigkeit und Stille, auf jeden Fall aber seinen Zeedel. Eines ist klar, Bänggler haben etwas gemeinsam: «Agfrässe» muss man sein, sonst würde man diesen Marathonlauf gar nicht schaffen. Natürlich verfolge ich immer noch Jahr für Jahr die Schnitzelbängge, in der Hoffnung auf ein Kometlein, das mich vom Stuhl reisst, und auch ich bin bei vielen Bänggen ratlos und enttäuscht. Aber dann kommt ein ganz spezieller Vogel geflogen und piepst seine Prachtsverse (letztes Jahr eine Hommage an Mani Matter) und mein Bänggler-Härz lacht und freut sich über den bäumigen Nachwuchs im Bänggler-Nest, der ganz ohne Schnabel-Preis flügge geworden ist.